

Der Richter vor dem Spiegel

Von Fritz Rosenfeld

Um neun Uhr sollte die Verhandlung beginnen; der letzte Tag eines Prozesses, der die ganze Stadt in Fieber versetzte, in dem es um Tod und Leben eines Menschen ging. Der Staatsanwalt hatte die ganze Nacht gearbeitet. Das Plädoyer lag auf dem Tisch; es sah meisterhaft knapp alle Indizien zusammen, es war eine glühende Kette, die sich um den Hals des Angeklagten legte, ihn erwürgte und in das Dunkel hinauszog, in das er sein Opfer gestoßen hatte. Der Staatsanwalt hatte seine Rede gebaut wie ein Haus, an dem der Sturm vergeblich rüttelt. Sie hatte Grundpfeiler, festgefügte Mauern, ein schweres Dach, sie hatte Verzierungen und Verzierungen, und auf dem Giebel eine funkelnde Spitze, die den tödlichen Strahl aus den Wolken an sich zog, um ihn in die Erde zu leiten, in der wir alle verjüngen, früher oder später.

Draußen war ein trüber Morgen, es war Ende Oktober. Frau Martin, die Haushälterin, brachte die Post. Der Staatsanwalt ließ die Briefe durch seine Finger gleiten, er öffnete sie nicht. Er kannte das Gesicht der Frau Martin seit vierzehn Jahren. Heute, in der fahlen Dämmerung, erschien es ihm verwandelt. Als wäre eine Frau zu ihm gekommen, die er viele Jahre nicht gesehen hatte. Ich bin überarbeitet, dachte er. Der Prozeß, gut, daß es heute zu Ende geht. Nun mußte er sich noch rasieren. Er ging ins Badezimmer, drehte das Licht über dem Spiegel auf. Es blendete ihn, die weiße Mugel war grell an diesem traurigen Morgen, er schloß die Augen für einen Herzschlag. Als er sie wieder öffnete, war es, als blicke ihm ein fremdes Antlitz aus dem Spiegel entgegen. Es war sein Gesicht, aber er war jünger — um Jahre und Jahrzehnte. Als er die Lider ein wenig aufhob, um dieses seltsam vertraute fremde Gesicht schärfer zu sehen, war es, als ver-schwände der Raum, in dem er stand. Der Spiegel wurde zu einer Landschaft, durch die er ging. Er kannte sie... Ein Badehotel, ein See, Wolken am Himmel, die Wellen rollen gegen das Ufer.

Sähe suchte durch seinen Kopf — Sähe aus dem Plädoyer. Der Angeklagte hat seine Frau vergiftet. Er leugnet es. Aber er kann nicht bestreiten, das Gift selbst gekauft und in der Stunde ihres Sterbens in

ihrem Zimmer geweiht zu haben... Im Spiegel war ein Zimmer. Der Staatsanwalt erkennt den Anzug wieder, den er damals trug — vor zwanzig Jahren. Eine Frau sitzt neben ihm. Helene. Er hatte sie geliebt, er hatte sie heiraten wollen. Aber die Liebe erlosch, wie ein Licht im Winde, wer kann dafür. Er hatte nicht den Mut, es ihr zu sagen. Aber sie ahnte es auch ohne Worte. Und es war, als ginge das Feuer, das in seinem Herzen ausgebrannt war, in ihr Blut über. Es gab oft Streit. Sie war eifersüchtig. Sie quälte ihn. Ohne Grund. Er dachte an keine andere Frau. Er dachte nur an seine Arbeit: Prüfungen — der Anfang seiner Karriere — es war viel zu überlegen, viel zu entscheiden.

Für einige Tage war er mit Helene in einem kleinen Badeort gefahren. Eine Frau in einem hellen Kleid stand am Ufer des Sees, allein. In der Sonne war ihr Haar wie Seide. Er sah hin — das Bild fing ihn, blendete ihn. Helene beobachtete ihn genau. In ihre Augen kam der fahle, jechende Blick, den er genau kannte und fürchtete.

Auf dem Heimweg klagte sie über Kopfschmerzen. Sie wollte ein Schlafmittel. Das Rezept trug sie stets bei sich. Er ging in eine Apotheke, kaufte zwanzig Tabletten, in einem

falten, gläsernen Rohr. Noch heute küßt er dieses Rohr in der Hand.

Helene begann zu streiten. Er widersprach ihr nicht, sie redete sich immer tiefer in Born. Endlich schwieg sie, nahm ein Pulver, legte sich schlafen. Er lag neben ihr, die Augen geschlossen; aber er war wach. Er sieht heute noch die Tapete des Zimmers vor sich — blaßbraun mit matten grünen Streifen. Er wußte genau um jede Bewegung, die Helene machte. Sie stand auf. Sie ging durchs Zimmer. Sie trat an sein Bett. „Schläfst du?“ Er antwortete nicht, drehte sich zur Wand.

Da hörte er, wie ihre Hände das Glasröhrchen nochmals öffneten. Er sah es nicht, aber er wußte es, und er zählte im Stillen mit: neunzehn Tabletten. Er hörte Wasser in ein Glas rauschen. Er wollte aufspringen, ihr das Glas, die Tabletten aus der Hand reißen — aber er blieb unbeweglich liegen. Eine schwere Hand griff nach ihm, umflammernte ihn, festelte ihn. Er wußte nicht, was es war. Erst später — wieviele Jahre dachte er an diesen Augenblick — begriff er es. Sein eigener Wille war zu einem Stein geworden, der sich auf ihn nieder-senkte und ihn zwang, still zu liegen und zu schweigen. Schlafen, dachte er, schlafen. Er wollte schlafen, und er schlief —

Als er erwachte, es war ein trüber Morgen, der See war grau verhängt und Regen prasselte gegen das Fenster, lag Helene fahl neben ihm. Sie atmete noch. Er ließ einen Arzt rufen. Helene wurde in ein Sanatorium gebracht. Aber es war bereits zu spät.

Zu spät. Das Wort stand im Spiegel, kleine elektrische Birnen formten die Buchstaben, es war wie die Leuchtschrift über einem Variété. Dahinter lag breit und uferlos das Dunkel.

Etwas Feuchtes berührte ihn — er zuckte zurück. Es war seine eigene Hand, der Haarpinsel, die Creme. Er blickte in den Spiegel. Sein Gesicht starrte ihm entgegen — weißer Schaum umrahmte es — die Augen waren groß und brannten.

Er griff nach dem Apparat, legte eine Klinge ein. Seine Hände zitterten. Starr blickte er das Bildnis im Spiegel an. Das Bildnis im Spiegel hatte den dunklen Funken im Auge, den er an allen Menschen und sich selbst sah. Da klaffte er Seitenhahn gegen den Spiegel, als

Das verschwundene Heer

Von Martin Grill

Er hieß Hans Schmidt und war einmal bevor der Krieg begann als Forder in der Tuchfabrik und malte Kisten an.

Die Arbeit bracht ihm nicht viel ein, doch war sie auch nicht schwer, und als man ihn aufs Plaster warf, da grämte er sich sehr.

Er hatte damals noch viel Mut, war auch die Arbeit rar, doch sah er bald, daß nirgendwo er zu gebrauchen war.

Die Zeit verbrann und Hannes ging dann stempeln manches Jahr, und hinter, vor und neben ihm ging eine ganze Schar.

Sie gingen stumm und ohne Blick und waren fast ein Heer, so mancher dachte an den Strid und keiner ans Gewehr.

Die Stempellisten wiesen bald viel tausend Namen aus; man sah, daß dies nicht weiter ging und strich die Hälfte aus.

Als man mit einem Federstrich die vielen umgebracht, da stellte man befriedigt fest den „Sieg der Arbeitsschlacht“.

Er stand um Unterstützung an Hans Schmidt im Rathausaal, da sagte man so manchem Mann, es war das letztemal.

Man zeigte ihm die Statistik und die bewies es klar, daß er mit vielen andern Schmidts nicht mehr vorhanden war.

Sie sprachen nicht, sie lachten nicht, sie sahen böse aus, sie trauten sich nicht anzusehn und gingen nicht nach Hans.

Sie waren vor Entsetzen stumm weil es sie nicht mehr gab, sie gingen fort und suchten sich in anderer Welt ein Grab.

Sie sind nicht hier, sie sind nicht dort, sie sind — ich weiß nicht wo... Wer weiß, nach welchem fernem Ort das graue Heer entflo.

Vielleicht, daß einst, wenn Feuerbrand die alte Welt zertrüht, sich aus dem unbekanntem Land ihr grauer Strom ergießt.

Dann krallt sich wohl um manchen Hals die dürre Knochenhand... — Ich möchte nicht der Schuld'ge sein der sie ins Nichts verbrannt!

wollte er sein eigenes Antlitz auslöschen, wegwischen aus diesem grauen, trüben Tag.

Schritte. Frau Martin trug das Frühstück in sein Arbeitszimmer. Sie ging immer leise — heute konnte er das Geräusch ihrer Schritte kaum ertragen. Sein Herz klopfte plötzlich ganz laut. Er schrak und sah er wieder in den Spiegel. Auf seiner Wange brannte ein großer Tropfen Blut.

Er sah an seinem Arbeitstisch. Er entfaltete die Zeitungen. Sie brachten spaltenlange Berichte über den Prozeß. Der Angeklagte leugnete beharrlich. Er behauptete, seine Frau habe Selbstmord begangen. Aber die Indizien sprachen gegen ihn: er hatte das Gift gekauft. Die Anklage hatte sein Alibi als gefälscht entlarvt; er mußte eingestehen, in der Nacht des Todes bei seiner Frau gewesen zu sein.

Frau Martin stand an der Tür. Der Staatsanwalt blickte auf. Frau Martin strich ihre Schürze glatt. Sie hatte eine Bitte. Sie möchte gern zu der Verhandlung gehen. Sie möchte das Plädoyer des Herrn Staatsanwalts hören.

Der Staatsanwalt ließ Frau Martin nicht aus dem Auge. Bierzehn Jahre war sie bei ihm — nicht ein einziges Mal hatte sie den Wunsch geäußert, ihn reden zu hören. Es ist ein interessanter Fall, sagte Frau Martin, sie habe ihn in den Zeitungen verfolgt. Wird der Mörder beurteilt werden?

Der Staatsanwalt schwieg. Er sah Frau Martin starr an. Sie wartete auf seine Antwort; da die Antwort ausblieb, und ihr die Stille unbegreiflich wurde, sagte sie:

„Ich will den Herrn Staatsanwalt auch einmal im Falar sehen. Im Falar soll der Herr Staatsanwalt ein ganz anderer Mensch sein.“

Sie schwieg, betroffen von ihren eigenen Worten; sie horchte angstvoll auf das Echo. Sie hätte das doch nicht sagen sollen. Aber alle erzählten es —

Ein ganz anderer Mensch. Der Staatsanwalt blickte an Frau Martin vorbei. Nun konnte er ihr nicht in die Augen schauen. Sie weiß nicht, was sie sagt, dachte er; sie ahnt nicht, was es bedeutet, daß sie mir das heute sagt. „Kommen Sie“, sagte er, ohne sie anzusehen. „Ich werde veranlassen, daß Sie eine Eintrittskarte bekommen.“

Frau Martin räumte das Geschirr fort. An der Tür wandte sie sich um und dankte. Der Staatsanwalt sah sie einen Augenblick an. Das ist Helene, dachte er, ihre Stirn, der Zug, der immer um ihre Augen war. Daß ihm dies in all den bierzehn Jahren nicht aufgefallen ist. Nun wird er es nie wieder vergessen. Immer, wenn Frau Martin kommt, wird Helene ins Zimmer treten.

Er nahm seinen Mantel. Er ging zur Tür. Im Korridor rief ihm Frau Martin nach: „Die Aktenmappe!“ Er kehrte um. Er nahm das Manuskript seiner Rede vom Schreibtisch. Sätze, die wie Dolche geistfließen sind; Worte, die wie eine Kugel ins Herz treffen. Er schloß die Tasche. Er verließ das Haus. Er stieg in sein Auto. Aus dem Nebel dieses Morgens wuchs das Gerichtsgebäude. Er ging die Treppe zu seinem Zimmer empor. Der Diener öffnete die Tür. Er schloß den Koffer auf, in dem der Falar hing. Der Diener wollte den Falar aus dem Schrank nehmen — da traf ihn ein Blick des Staatsanwaltes: „Lassen Sie das.“

Der Diener wich einen Schritt zurück. Er fühlte sich verletzt. Seit Jahren nahm der Staatsanwalt seine Hilfe in Anspruch, wenn er seinen Falar anzog.

Die Flügel des Schrankes standen offen. Der Falar hing da, in dem Fach über ihm lag die Klappe. In der Dämmerung konnte man

meinen, hier stünde ein Mensch. Ein Mensch, der sein Antlitz hat. Ein ganz anderer Mensch.

Der Staatsanwalt nahm einen Schluck Wasser. Er schlug sein Manuskript auf. Stimmen drangen vom Korridor zu ihm. Der Saal wird heute dicht gefüllt sein. Hunderte Augen werden auf ihm ruhen, hunderte Ohren ihm zuhören. Er las in seinen Aufzeichnungen. Seine eigenen Worte nahmen ihn gefangen. Sie waren mit bezwingender Logik gefüllt. Dem Gehörs dieser Worte konnte niemand enttrinnen.

Er schloß das Manuskript. Er war mit sich zufrieden. Er wird heute einen guten Tag haben — er fühlte bereits, wie seine Arme ausgreifen werden, den ganzen Saal umfassen.

Ein Mann, der der Welt fehlt

Zum 75. Geburtstag Fritjof Nansens am 10. Oktober 1936

Am 10. Oktober 1861 wurde in der Nähe von Kristiania in Norwegen ein Mann geboren, der dazu berufen war, mehr als alle andern Menschen seiner Generation, mehr auch als die, die nach ihm kamen, für den Frieden der Welt und für die Menschlichkeit zu tun: Fritjof Nansen. Gerade weil dieser Mann nach Herkunft und politischer Überzeugung kein Sozialist war, ist es unser Wunsch, seine 75. Lebensjahr vollendet hätte. Denn leider — zum unermesslichen Schaden derer, denen er den größten Teil seines Lebens gewidmet hat — ist dieser Mann mitten aus seiner Arbeit heraus im Mai 1930, 69 Jahre alt, aus seinem Leben abgerufen worden, das, wie die Gegenwart beweist, noch außerordentliche Aufgaben für ihn gehabt hätte. Wie sehr Fritjof Nansen heute fehlt, das werden gerade diejenigen am besten nachfühlen, denen er das Streben und den vollen Einsatz seiner besten Mannesjahre gewidmet hat.

Fritjof Nansen entstammte einer der angesehensten norwegischen Familien, sein Vater war ein bekannter Jurist und seine Mutter kam aus adligen Kreisen. Es war an seiner Wiege nicht gesungen worden, daß es der Ruhm seines Namens einst werden sollte, sich in uneigennützigster Weise für die Ärmsten der Armen in aller Welt für die Heimatarbeit und Vorkämpfer, eingesetzt zu haben. Aber auch das, was ihn zunächst in Europa bekannt machte, war in seiner ersten Jugend nicht vorauszusehen, die ganz einer Erziehung zur Lebensfähigkeit geweiht war. Diese Erziehung verbindet ihn von früh an mit der Natur, in der seinen Körper vorbildlich zu stärken des Knaben erstes Erziehungsziel war. Mit 17 Jahren hat er die Meisterschaft seines Landes im Schlittschuhlauf, jahrelang hält er den Rekord seines Landes auf Skiern: es ist ein junger Sportsmann durch und durch, der sein Interesse diesem Erdenstern zuwendet und seiner Erforschung.

Die Liebe zur Kreatur läßt den jungen Fritjof Nansen sich für das Zoologiestudium entscheiden, aber mit diesem tiefen Wunsch, die Tierwelt ganz zu begreifen, ist der ungestüme Forscherdrang des jungen Geistes nicht gestillt, und als er, durch einen Zufall mehr, das erste Mal in die nördlichen Gewässer hinausfahren kann, steht für ihn fest, daß er den ihm bestimmten Anteil leisten muß an der Durchdringung noch unbekanntem Lebensraumes im Norden.

Fritjof Nansens Leistungen auf diesem Gebiet sind aus seinen Büchern, Schriften bekannt, ja volkstümlich geworden. „Auf Schneeschuhen durch Grönland“, „Eskimoleben“, „In Nacht und Eis“, „Nebelheim“, — die Namen seiner Bücher bezeichnen eine in aller Welt bekannte

Die Zeitungen werden ihn loben. Die Kollegen werden ihn beneiden. Ein trüber, ein grauer, doch ein guter Tag.

Auf dem Weg in den Verhandlungsaal ging ihm ein Satz durch den Kopf: Das Wort sei ein Schwert. Wo hatte er diesen Satz gelesen? Gleichgültig, es war ein guter, ein wahrer Satz. Seine Finger zitterten nicht mehr. Sein Schritt war sicher und fest.

Sein Wort ist ein Schwert. Er betrat den Saal — alle Augen richteten sich auf ihn. Ein Schwert mußte er mit harten Händen halten, damit es dir nicht entgleitet, dachte er.

Durch die Tür gegenüber kam, blaß, mit flackernden Augen, der Angeklagte.

Jugendlektüre, die Abenteuerlust und Forschermut im besten Sinne der Worte propagiert hat. Die wissenschaftliche Bedeutung der Nansenschen Expeditionen liegt insbesondere auf dem Gebiete der Polarströmungen und arktischen Wasserverhältnisse, bei seiner berühmten „Fram“-Expedition hat er den bis dahin nördlichsten Punkt der Erde erreicht.

Die Entdeckungen, die Nansen wirklich für die Menschheit gemacht hat, liegen auf anderem Gebiete. „Die wahre Weisheit findet man nur weit von den Menschen, draußen in der Einsamkeit“, sagt er, und im Angesicht des ewigen Polarschnees entdeckt er die Menschenliebe als seine Pflicht. „Liebe ist der Schnee des Lebens, sie senkt sich am tiefsten und sanftesten in die vom Kampfe verursachten Wunden, weißer und reiner als selbst der Schnee. Was ist das Leben ohne Liebe?“

Den Menschen, der so denken gelernt hatte, traf das Erlebnis des Weltkrieges mit unermesslicher Gewalt. Fortan fand sein Leben allein in der wissenschaftlichen und Forscherstätigkeit, die er so liebte, kein Genüge mehr: es war Schicksalsschmerz, der ihn traf, als er dazu bestimmt ward, an die Spitze derer zu treten, die die Banden des Krieges zu teilen unternahmen. Was Fritjof Nansen auf diesem Gebiete getan hat, trug ihm nicht nur den Nobelfriedenspreis des Jahres 1922 ein, sondern hat seinen Namen in der Geschichte der Humanität unsterblich gemacht. „Er ist der einzige Held Europas in unserer Zeit gewesen“, hat Romain Rolland von ihm gesagt.

Bunächst ist es die internationale Heimführung der Kriegsgefangenen, mit der er vom Völkerbund beauftragt wird, dann die Sorge für die russischen Flüchtlinge, die untergebrachte, gewaltige Hilfsaktion gegen den Hunger in Rußland, dann die Arbeit für die griechischen und armenischen Flüchtlinge, aus der sich die Zentralisierung der Arbeit auf diesem Gebiet im Flüchtlingsamt des Völkerbundes ergab. Der Nansen-Paß wird das Andenken an diesen Friedensfürsten in aber tausend Herzen lebendig erhalten.

Sein Bild mit dem großen schwarzen Schlabphut, den kräftig hageren Zügen, denen der weiße Schnurrbart das charaktervolle Gepräge gibt, steht vor unserem Auge, indem wir seiner gedenken. „Welchen Wert hätte das Leben ohne seine Träume?“, hat er einmal gesagt. Es war sein Traum, mitzuhelfen an der Befriedung der Welt, es war sein Traum, sie zur Menschlichkeit zurückzuführen, für diesen Traum hat er sein ganz anders gerichtetes Leben hergegeben und sich mit der Tat eingesetzt. Unzählige Reden hat er im Dienste dieses Ideals gehalten, Reden, die sich heute wie gegen die Gegenwart gehalten lesen, eine Gegenwart, die weiter als je von den Zielen entfernt ist, denen die Träume und damit das Leben dieses herrlichen Mannes galten.

Mißgeburten einst und jetzt

Von E. M.

Im Menschen gelangte die Natur gewissermaßen zum Selbstbewußtsein und zur Selbstbestimmung. Im Menschengeist dämmerte allmählich die Erkenntnis der unabänderlichen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens sowie der tatsächlichen Verknüpfung, der einzelnen Erscheinungsdinge miteinander und solche Einsichten lieferten ihm den Schlüssel zum tieferen Verständnis des Naturgetriebes. Im Experiment versuchte der Mensch die Natur nachzuahmen, er wurde zum Erfinder und eröffnete damit das Zeitalter der Technik, der zielbewußten Beeinflussung natürlicher Geschehnisse und ihrer Ausbeutung für seine Daseinszwecke. Dadurch wurde er in immer höherem Maße unabhängig von den Launen seiner Mutter Natur, deren blind wütenden Gewalten er vordem ohnmächtig ausgeliefert war. Er lernte das Lenksrad seiner irdischen Geschichte mit Erfolg selbst führen und im Zuge solcher fortschreitenden Naturbeherrschung werden die früher als vermeintliche Ordner des Geschehens gemutmaßten übernatürlichen Wesenheiten als für die Technik unzulängliche und erkenntnistheoretisch bedeutungslose Begriffsbildungen erkannt und müssen darum aus dem Bereich des wissenschaftlichen Denkens ausgeschieden werden. Das Laboratorium wird zur Schöpfwerkstatt, wo in Brutöfen, unter dem Mikroskop und auf dem Operationstisch die Ausherrschungsformen und die Entwicklung lebendigen Seins unter das Diktat des menschlichen Willens gestellt und in solche Bahnen gelenkt werden, die menschliche Zielsetzung ihnen vorschreibt.

Ein überaus anschauliches Kapitel der Neugestaltung menschlichen Denkens als der Begleiterscheinung der wachsenden Naturbeherrschung ist das der organischen Mißbildungen von Lebewesen, wie solche zu allen Zeiten als seltsame Fehlleistungen und Seitenprünge der Natur von kindlichen und müßig spekulierendem Menschengeist bestaunt wurden. In dem von unsinnigstem Gergewahn und schrankenlosem Aberglauben umdüsterten Mittelalter wurden menschliche und tierische Mißgeburten für Kinder des Teufels angesehen und galten als Unheil verkündende Gerölde von Hungersnöden, Kriegen, Seuchen und allen sonstigen Plagen der Menschheit, weshalb sie oftmals den direkten Anlaß zu Hexenprozessen bildeten. Die dazu sich berufen fühlenden geistigen Autoritäten glaubten, aus jenen gelegentlichen Entgleisungen und Irrungen der Natur „Vorschaften des Himmels“ herauslesen zu dürfen, die dann zum Zweck der wirkungsvolleren Einschüchterung der unwissenden Volksmassen in ungeheuerlich vergerierten Darstellungen und frabenhaft behilderten Druckerzeugnissen verbreitet wurden. So erschien im Jahre 1634 bei dem Augsburger Kupferstecher Raphael Custos des ein Flugblatt, auf dem ein siebenköpfiges, siebenarmiges, mit einem Klopfnauge ausgestattetes Ungeheuer abgebildet war, dessen untere Körperhälfte Gestalt und Gliedmaßen des jagenhaften Satyrs (muntwilliger Waldgeist) aufwies; es sollte angeblich in Katalonien von spanischen Soldaten gefangen worden sein und wurde als Mahnung Gottes zur bußfertigen Einkehr der sündigen Menschheit gedeutet. Die Mengen ähnlicher Produkte abwegiger Einbildungskraft sind Legion.

Neu schwerer unwirklichen Epochen wissenschaftlichen Stillstandes sind in dem Ozean der Vergangenheit untergetaucht und längst mit dem gnädigen Schleier nachsichtigen Verständnisses bedeckt. Die Wissenschaft wurde seither allmählich von den Vermischungen krankhafter

Phantasie gesäubert und in zusehends größerem Umfang auch den breiten Volksschichten zugänglich gemacht. Organische Mißbildungen erscheinen heute nicht mehr als übernatürliche Sendlinge, seit man die natürlichen Ursachen erkannt hat, als deren zwangsläufige Folgen solche Absonderlichkeiten auftreten. Den Weg zur Erforschung dieses Erscheinungsgebietes wies das Studium des sogenannten Erbschwachstumsvermögens (Regeneration und Restitution). Das ist die Fähigkeit verschiedener Lebewesen, Körperteile, die im Kampf mit anderen Stoffängern der Erde, durch Krankheit oder sonstige schädigende Einwirkungen verlorengegangen sind, durch neu einsetzendes Wachstum an der Wundstelle wieder hervorzubringen. Bei den niedersten Tieren ist diese Fähigkeit am vollkommensten entwickelt. So kann man manche Urinsekten (milchkropfisch kleine Einzeller) in zahlreiche Teile zerschneiden, deren jeder, wofürne er nur ein Stückchen Zellen mitbekommen hat, sich innerhalb weniger Stunden wieder zu einem ganzen Tier ergängt. Allgemein bekannt ist das Nachwachsen des abgetrennten Eidechsenkopfes. — Oftmals verläuft aber das Erbschwachstum in zweckwidriger Weise, wie es z. B. die Regenwürmer illustrieren, indem man durch entsprechende operative Eingriffe Würmer mit mehreren Köpfen und mehreren Schwanzenden hervorbringen kann. Bei einer Seeferneart (Lindia) wächst an der Wundstelle einer abgetrennten Armpolze häufig nicht bloß diese allein nach, sondern es bilden sich gleich vier neue Spitzen, es wird also die Ergänzung zu einem ganzen Stern kleineren Formats vorgenommen. Durch nacheinander gefechte Verwundungen derselben Art auch an den übrigen Armen kann man unter günstigen Umständen einen sozusagen „quadrierten“ Seefernen mit vier Enden erzeugen. Aber auch bei Vertebraten des höchsten Tierstammes, bei den Wirbeltieren, lassen sich ganz seltsame Entartungen künstlich hervorbringen. An der Larve (Kaulquappe) der Knoblauchfrösche gelingt es durch mehrfache Zufügung ganz bestimmter Verletzungen (Spaltung) der embryonalen Gliedmaßenanlage, Tiere mit sechs wohl ausgebildeten Hinterbeinen in die Welt zu setzen.

Solche Versuche haben gelehrt, daß die in der Natur gelegentlich vorkommenden organischen Ungeheuerlichkeiten ihre Ursache in gewissen Verletzungen des Keimlings (Embryos) haben. Diese Vermutung experimentell bestätigend, erzielte man an Individuen des mexikanischen Schwanzlurches Agolot durch bestimmte, in sehr frühem Entwicklungszustand von außen auf das Ei geübte Druckwirkungen oder durch Einschürnungen des Eies Mißgeburten mit drei vollkommen entwickelten Köpfen und zwei Schwänzen. Ja selbst an Säugtieren kann sich der Mensch in ähnlicher Weise als Diktator der Natur betätigen und hier sind es vornehmlich die Leberpflanzungen (Transplantation) von Körperteilen und Organen eines Tieres auf ein anderes, die zu den großartigsten Ergebnissen führen. An Hunden hat man die Nieren nach der Hals- oder Brustengegend verpflanzt und funktionsfähig erhalten; einem Meeresschweinchen wurde seine Milchdrüse aus dem Ohr verlegt und gab von dort aus Milch an die Jungen ab. In Wien haben die Biologen Steinhilber und Kammerer durch wechselseitige Verpflanzung der verschiedengeschlechtlichen Keimdrüsen bei Katten und Meeresschweinchen aus Männchen fast vollwertige Weibchen und aus Weibchen gut gelungen-

Männchen gemacht. Ein besonders erfolgreicher Zauberer auf dem Gebiet der experimentellen Biologie war Morpurgo, der durch operative Verbindung der Leibeshöhlen einer männlichen und einer weiblichen Ratte ein stammeisches Zwillingsspaar erzeugte; das Weibchen wurde befruchtet und von den sich entwickelnden acht Keimlingen wurden vier im weiblichen und vier im männlichen Teil der gemeinsamen Leibeshöhle ausgetragen und lebensfähig geboren.

Daß derartige Experimente selbstverständlich nicht etwa bloß naturwissenschaftliche Spielereien oder müßige Tierquälereien sind, ist unschwer einzusehen, wenn man weiß, daß die Tierversuche wesentliches Erkenntnismaterial vor allem für die menschliche Seelkunde liefern. Es sei hier nur an die Verjüngungsoperation nach Voronoff (Ueberpflanzung von tierischen Geschlechtsdrüsen auf den Menschen) sowie an die mannigfaltigen Verpflanzungen von Haut- und anderen organischen Gewebeteilen bei verunstalteten Verletzungen (z. B. während des Weltkrieges), bei kosmetischen Korrekturen u. a. erinnert!

Was im Mittelalter nur die siebzig phantasierende Druckerzwärge auf dem Papier gebar, das ist, wie wir an einer winzigen Auswahl von Beispielen sehen, im Bereich des grundsätzlich Möglichen in der modernen Gegenwart des Menschen nüchtern Wirklichkeit geworden. Und das gleiche Licht wissenschaftlichen Erkenntnisfortschrittes ist noch ein übriges: es vertreibt aus den tausendfältigen Schlupfwinkeln des breiten Volksschichten vielfach noch unverständenen Geschehens allmählich sämtliche dort nistenden Gespenster, um dem sinnvoll und zielstrebend schaffenden Menschengeist den Boden des natürlichen Seins zur möglichst vollkommenen Alleinbeherrschung unter der Hegelie der Vernunft zu erobern.

Moderne Technik in der Antike

Unsere moderne technische Zivilisation ist so stolz auf ihre Leistungen und wir neigen dazu, uns selbst überheblich zu betrauen, wenn wir mit maschinellen Dingen umgeben sind. Aber die Findigkeit des menschlichen Geistes ist nicht nur unserer Zeit vorbehalten, schon die alten Griechen, sogar die Änder und Ägypter kannten technische Einrichtungen, die uns noch heute mit tiefem Respekt erfüllen müssen.

Der klassischen Kultur war die Erfindung der Automaten nicht neu. Wenn man beim Betreten vieler Tempel in eine Öffnung eine Geldmünze einwarf, so begann aus einem Hahn geweihtes Wasser zu fließen. Die Menge war nach der Größe der Münze bemessen. Die automatischen Einrichtungen waren so vollkommen, daß es in Ägypten und auch in Griechenland und Vorderasien Tempel gab, in denen, sobald die heilige Flamme am Altar aufkammte, die Türflügel des Tempels von selbst aufgingen, von der Seite und der Decke wunderbare Lichtspiele sich automatisch einzeichneten.

Wer hätte gedacht, daß sogar das Maschinengewehr, das wir ja für eine ganz moderne Waffe halten, in einer bestimmten Form schon vor zwei Jahrtausenden bekannt war? Aus den Aufzeichnungen des griechischen Mathematikers Heron und des römischen Baumeisters Vitruvius erfahren wir, daß damals schon „Maschinenbogen“ verwendet wurden, die schußgewichte 100 bis 120 Pfeile in der Minute abfeuern konnten. Durch eine Kugel wurde der Bogen jedesmal wieder blitzschnell gespannt und ein neuer Pfeil in den Schuß-

Kanal eingeführt. Diese Erfindung scheint jedoch später in Vergessenheit geraten zu sein.

Sogar Lagometer gab es im alten Rom. Vitruvius erzählt uns von einem Wegmesser, einem sogenannten Hodometer, der auf die Weise funktionierte, daß jede Drehung des Wagenrades auf ein System von Zahnrädern übertragen wurde. So oft eine Meile zurückgelegt war, fiel eine kleine Kugel mit lautem Klang in eine Metallschale. Am Ziel konnte man dann aus der Zahl der Kugeln die zurückgelegte Wegstrecke feststellen. Leider wurde uns nicht überliefert, wie hoch sich die Fabrikate stellten. Infolgedessen können wir auch nicht bestimmen, ob die Taxipreise im alten Rom billiger gewesen sind, als heutzutage.

Seit Jahrhunderten ist es eine Streitfrage der Wissenschaft, wer eigentlich das Pulver erfunden hatte. Es soll im 12. Jahrhundert erfunden worden sein. Aber daß die alten Römer und Griechen schon lange vor Verbot Schwarz mit den Geheimnissen des explosiven Pulvers vertraut waren, ist weniger bekannt. Daß „griechische Feuer“, wiederholt in Schlachten und Belagerungskämpfen verwendet, und Marcus Graecus gibt sogar das folgende Rezept an: „Man nehme ein Teil Kolophonium, ein Teil Schwefel und sechs Teile Salpeter, fein gepulvert und mit Vorbeeröl vermischt. Das ganze in ein Rohr legen und anzünden. Dann fliegt das Feuer zum Rohr hinaus und vernichtet alles auf seinem Weg...“ Beim griechischen Feuer wurde übrigens auch schon Kohle verwendet.

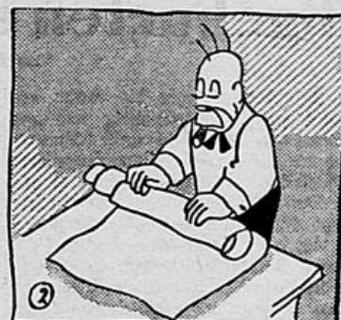
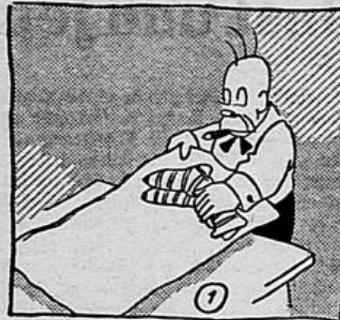
Gewisse Bauwerke des Altertums, Pyramiden, Aquadukte, Arkaden und Straßen, werden von uns noch heute als technische Großleistungen bestaunt. Weniger bekannt ist aber, daß man vor Jahrtausenden auch schon richtige Tunneln gebaut hat. So muß der Histiadurchbruch, der etwa im 7. Jahrhundert vor Christus in Palästina entstanden war und der Wasserversorgung dienen sollte, als ganz respektables Werk angesehen werden. Man trieb ihn, nicht anders als heute, von zwei Seiten gleichzeitig vor, und wenn es auch mit der Geradlinigkeit beträchtlich haperte, so betrug dennoch der Höhenunterschied beim Zusammenstreffen der beiden Stollen kaum einen Fuß. Die Ingenieure des Altertums konnten sich also mit ihren Kenntnissen sehen lassen.

Der große griechische Philosoph Platon pflegte sich schon, wie seine modernen Kollegen, einer Bederuhr zu bedienen. Durch den Druck einer bestimmten Wassermenge, die sich nach einiger Zeit durch Abfließen anammelte, wurde ein pfeifender Ton erzeugt, der zur gewünschten Zeit den Schlafers aufwachen ließ.

Sogar die Elektrotherapie war in der Antike bekannt. Manche Ärzte pflegten den Patienten, die über heftiges Kopfschmerz klagten, Bitterrochen aufs Haupt zu legen und die Fische zu reizen, so daß sie elektrische Schläge ausstrahlten. Nach einer solchen Behandlung spürte der Kranke keine Schmerzen mehr, da die betreffende Stelle betäubt war. Eine Prozedur, die man heutzutage allerdings kaum mehr gegen Migräne empfehlen dürfte.

Alles übertrifft aber, daß die heiligen Priester der ägyptischen Apizempel den Telegraph, oder wenn wir wollen, das Radio gekannt haben. In tiefen unterirdischen Gewölben haben die weisen Männer die Schichtung der Gesteine studiert und entdeckt, daß bestimmte Erdschichten Klopfzeichen manchmal in Hundert und noch mehr Meilen Entfernung weiterleiten können. So verständigten sie sich mit den vorgeschobenen Militärposten beim Oberlauf des Nils und weit ins Innere von Afrika.

Dr. F. S.



Adamson studiert die Kunst des Einpackens

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 32. Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 301.

Von Josef Hyna Hostomitz a. B. (Original.)

Schwarz: Ke5, Dh3, Tc8, h4, Lal, Sel, f8, Be2, f3, g2, h6. (11)



Weiß: Ke5, Dg4, Tg6, Lb6, d3, Sb5, c1, Bc6, e3, e6, h5. (11)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 299: Da2-a8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hahl Erwin, Schindler Robert, Holfeld Otto, Chmiak Teo, Freundl Anton, König Rudolf, Löhmüller Hans, Tyle, sämtlich Nesteritz; Tepper Franz, Karlsbad; Nitsch Rosa, Trupschitz; Sturm Heinrich, Brünn; Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Ulbert Erich, Klutschkau; Steinwitz Hans, u. König Anton, Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel.

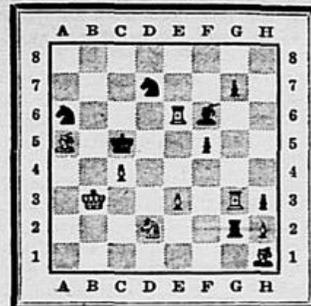
DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

Zwei unliebsame Fehler ereigneten sich in Aufgabe Nr. 302 und 303. In 302 ist ein schwarzer Bauer zu wenig, in 303 einer zuviel. Da beide Aufgaben zu dem ausgeschriebenen Problemtur-

nier gehören, bringen wir heute beide Aufgaben, richtiggestellt, nochmals.

Nr. 302, Motto „Warum?“

Schwarz: Ke5, Tg2, Lf6, Sa6, d7, Bf5, g7, h3, (8)

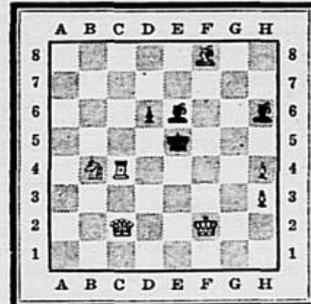


Weiß: Kb3, Te6, g3, La5, h1, Sd2, Bc4, e3, h2. (9)

Matt in zwei Zügen!

Nr. 303, Motto „Hotel Balkan“.

Schwarz: Ke5, Le6, h6, Bd6. (4)



Weiß: Kf2, Dc2, Te4, Lf8, Sb4, Bh3, h4. (7)

Matt in zwei Zügen!

BRIEFKASTEN.

B. W., Arnsdorf: Nr. 33 nach Th?—h5 nebenlösig, H. J., Hostomitz: Beide Aufgaben gut, werden gebracht. H. E., Nesteritz: Aufgabe gut, wird gebracht.